

3.1 Relationale Soziologie¹

Roger Häußling

Bei der Relationalen Soziologie handelt es sich um eine Theorieperspektive der Netzwerkforschung, der man paradigmatischen Charakter attestieren kann. Dies ist darauf zurückzuführen, dass die Relationale Soziologie von einem anderen Ausgangspunkt aus Soziales erklärt, als andere soziologische Ansätze es gemeinhin tun. Sie geht weder von einzelnen Akteuren und deren Wünschen, Bedürfnissen und Entscheidungskalkülen aus, noch von normativ unterlegten Strukturen bzw. Erwartungen oder gegebenen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, sondern vielmehr von relationalen Mustern, sprich: von Beziehungen, Beziehungsgefügen, Netzwerkstrukturen und -dynamiken.

Die Relationale Soziologie versteht sich damit als konsequente Umsetzerin der theoretischen Implikationen, die sich aus der Fokussierung auf Relationen, Positionen, Netzwerkstrukturen und -dynamiken durch die Methoden der Netzwerkanalyse ergeben. Dies bedeutet allerdings nicht, dass nur innerhalb dieses Paradigmas mit Netzwerkmethoden gearbeitet wird. Vielmehr wird auch von anderen theoretischen Positionen aus, wie etwa dem Methodologischen Individualismus (siehe Kapitel 4.3) oder der Systemtheorie (siehe Kapitel 4.7), auf Netzwerkmethoden zurückgegriffen, um den jeweils vorherrschenden Betrachtungsfokus – sei es auf Individuen und deren Entscheidungen, sei es auf Systeme und deren Prozessieren – um relationale Aspekte zu erweitern. Erst wenn relationale Konstellationen und Prozesse als Ausgangspunkt der Argumentation erhoben werden, kann von dem Paradigma der Relationalen Soziologie gesprochen werden.

In der Soziologie lässt sich eine lange Tradition relationalen Denkens und Forschens ausmachen. Gegenstand des Abschnitts 1 ist deren Darstellung, die gleichzeitig auch eine Darlegung der Grundaussagen der Relationalen Soziologie bildet. Dabei werden jene paradigmatischen Weichenstellungen sichtbar, die letztendlich zu einer Neubestimmung etablierter soziologischer Begrifflichkeiten, allen voran der Begriff des Akteurs bzw. sozialer Entitäten, der Prozess- und der Strukturbegriff, führen. Die damit verbundenen Konsequenzen werden im zweiten Abschnitt erörtert. Ebenso wie die theoretischen Implikationen weist auch die empirische Perspektive der Relationalen Soziologie eine hohe Eigenständigkeit auf – angefangen von den angewandten Methoden bis hin zu dem Erklärungsgehalt empirischer Ergebnisse. Diese Eigenständigkeit wird in Abschnitt 3 vorgestellt. Der Artikel endet mit einem Ausblick, der auf das Forschungsprogramm der Relationalen Soziologie für die nächsten Jahre abhebt und damit ihr Anspruchsniveau markiert.

1 Wurzeln und Vertreter relationalen Denkens

Für die Tradition der Relationalen Soziologie stehen Marx, Simmel, von Wiese, Elias etc. Diese besonderen Leistungen werden in den folgenden Abschnitten resümiert.

¹ Für wertvolle Hinweise danke ich Doris Blutner und Athanasios Karafillidis.

Karl Marx

„Die Gesellschaft besteht nicht aus Individuen, sondern drückt die Summe der Beziehungen, Verhältnisse aus, worin diese Individuen zueinander stehn.“ Kein geringerer als Karl Marx (1976: 188) hat diese fundamentale These relationalen Denkens formuliert. Für ihn sind bis auf die Urgesellschaft alle bisherigen Gesellschaftsformen durch eine spezifische Beziehungskonstellation zweier gesellschaftlicher Gruppierungen bzw. antagonistisch gegenüberstehender Klassen geprägt: nämlich durch das Verhältnis zwischen den Exproprierten (Ausgebeuteten) und den Expropriateuren (Ausbeutern). Selbst das Kapital ist für Marx nicht eine Sache, „sondern ein durch Sachen vermitteltes gesellschaftliches Verhältnis zwischen Personen“ (Marx 1962: 793). Auch wenn Marx Beziehungskonstellationen und damit relationalen Dimensionen einen nicht zu überschätzenden Stellenwert in seiner Gesellschaftstheorie einräumt, so dienen sie ihm nicht als fundamentale Variablen zur Erklärung und zum Verständnis von Gesellschaften. Im Gegenteil greift er dazu auf den materialistisch gewendete Begriff der Arbeit als tätiger Umgang des Menschen mit der Natur zur Daseinsbewältigung zurück. Auch dieser enthält jedoch relationale Konnotationen. Denn jede Gesellschaft lässt sich durch das Verhältnis zwischen Produktivkräften (worunter auch die Arbeitskraft zu subsumieren ist) und Produktionsverhältnissen (hierunter fallen nun die genuin relationalen Aspekte, also wie z.B. die Produktionsmittel auf die Bevölkerungsteile verteilt sind und welche Abhängigkeiten entstehen, wie Arbeit organisiert ist (z.B. arbeits-tellig etc.)) im Kern bestimmen.

Emile Durkheim, Gabriel Tarde

Bei den Soziologen der ersten Generation finden sich weitere essentielle relationale Gedanken, Durkheim und Tarde gehören dazu.² Durkheims soziologische Betrachtung der Arbeitsteilung enthält eine Fülle davon (vgl. Durkheim 1977). Eigens hervorzuheben ist sein Befund, dass sich Gesellschaften nach der Struktur ihrer sozialen Beziehungen und den dadurch ermöglichten sozialen Prozessen differenzieren lassen. In seinem Spätwerk nähert er sich einer strukturalistischen Betrachtungsweise sozialer Beziehungen (insbesondere in: Durkheim 1981) an, auf die sich wiederum sein Schüler Marcel Mauss (1989), der die Reziprozitätsstrukturen von Tauschgesellschaften herausgearbeitet hat, und insbesondere Levi-Strauss (?1984) mit seinen Analysen zu Verwandtschaftsstrukturen gestützt hat. Ferner sind Gabriel Tardes (2003) Überlegungen zur Homophilie, zur Imitation, zum sozialen Einfluss und zur Diffusion kultureller Ideen zu nennen.

Georg Simmel

Erst bei Georg Simmel (1992: 15) findet sich jedoch jene paradigmatische Zuspitzung, dass Wechselwirkungen das Letztelement in der Erklärung sozialer Sachverhalte werden. Wechselwirkung bedeutet dabei, dass die Wahrnehmung, die Erwartungshaltung und das Handeln eines Akteurs von dem abhängt, was ein anderer Akteur in einer gemeinsamen sozialen Situation wahrnimmt, erwartet und/oder tut. Dabei ist der Sachverhalt entscheidend, dass Simmel die Triade als kleinste soziale Einheit benennt.³ Sowohl Gesellschaft als auch

² Max Weber (1980: 13) räumt zwar der „sozialen Beziehung“ eine wichtige Stellung ein (vgl. §3 in „Wirtschaft und Gesellschaft“), gleichwohl bleibt der Handlungsbegriff der Dreh- und Angelpunkt seiner Argumentation. Dort, wo sozial gehandelt wird, lassen sich soziale Beziehungen ausmachen. Aus diesem Grund wird er hier auch nicht als Bezugspunkt aufgeführt.

³ Der Dritte muss für Simmel nicht physisch präsent sein, um sozial zu wirken. Es reicht aus, wenn seine Erwartungen durch die anderen beiden kognitiv repräsentiert sind.

Individuen werden bei Simmel in Wechselwirkungen aufgelöst. Ersteres führt ihn dazu, Gesellschaft prozessual als Vergesellschaftung und struktural als Netzwerk⁴ zu begreifen, das einer geometrieähnlichen Analyse zugänglich ist⁵. Die ‚Dekomposition‘ von Individuen in Wechselwirkungen wird bei Simmel (1992: 456-511) als „Kreuzung sozialer Kreise“ (siehe Kapitel 3.8) beschrieben. Die Individualität ergibt sich aus dem Set an verschiedenen sozialen Kreisen, dem ein Akteur angehört, und den jeweils dort eingenommenen Positionen: Die eigene Herkunftsfamilie, der Freundeskreis, der Kreis an Arbeitskollegen, die Mitglieder des Sportvereins prägen den Einzelnen je nach eingenommener Rolle in essentieller Weise. Und die Einmaligkeit des Individuums resultiert daraus, dass kein zweiter Akteur über genau das gleiche Set positionsspezifischer Teilhaben an konkreten sozialen Kreisen verfügt. Mit der Moderne wachsen die Anzahl und die Wahlmöglichkeit der sozialen Kreise, die ein Individuum ausmachen. Individuen sind dann sowohl als Schöpfer als auch als ‚Betroffene‘ von Wechselwirkungen zu begreifen.

Sowohl im mikrosozialen Bereich lassen sich in jeder konkreten Wechselwirkung universelle Formen der Vergesellschaftung ausmachen als auch auf der gesellschaftlichen Makroebene. Zu derartigen Formen der Vergesellschaftung zählen: der Wettbewerb, die Über- und Unterordnung, die Stellvertretung, der Streit, das Geheimnis etc. Im Grunde handelt es sich um ein offenes unerschöpfliches Kompendium von Wechselwirkungsformen. Simmel nimmt eine strenge Trennung zwischen Form und Inhalt vor. Mögliche Inhalte sind Interessen, Triebe, Emotionen, Neigungen, Zwecke. Die Soziologie habe sich ausschließlich mit den Formen der Vergesellschaftung und nicht mit den kontingenten und unbeständigen Inhalten zu befassen.

Selbst der interpretative Aspekt von Relationen, der erst in der Netzwerkforschung im Zuge der so genannten „kulturellen Wende“ durch die Einführung von Begriffen wie „story“, „styles“ (vgl. White 1992: 65ff., 166ff.) etc. eine zentrale Bedeutung gewinnt (siehe unten), findet sich bereits bei Simmel (1992: 382ff.). Er spricht vom Wissen voneinander. Jede Beziehung ist durch einen Mix von Wissen und Nichtwissen gekennzeichnet, sodass jeder Beteiligte genötigt ist, das Bild vom Anderen durch (spekulative) Deutungen, „stories“, zu schließen.

Als zentrale quantitative Analysedimensionen einer konkreten Wechselwirkungsform bringt Simmel Raum-, Zeit- und anzahlbezogene Aspekte ins Spiel (vgl. Hollstein 2001). Hier wird die geometrische Denkfigur der Simmelschen Soziologie besonders deutlich: Der formale Aspekt der Gruppengröße bestimmt die Wechselwirkung in entscheidender Weise, wobei er – wie oben bereits angedeutet – der Triade eine Sonderstellung einräumt.⁶ Im Bezug auf die Raumdimension spielen Faktoren der räumlichen Nähe, Mobilität („Der Fremde“) und Beschaffenheit gegebener Grenzen eine Rolle. Unter der Zeitdimension werden Dynamiken, prozessuale Muster („Rhythmus“) und parallele Verläufe (u.a. Tendenzen und Gegentendenzen) betrachtet. Mit anderen Worten kann Simmels Soziologie als

⁴ Auch wenn sich bei Simmel vereinzelt der Netzwerkbegriff bereits finden lässt (vgl. z.B. Simmel 1995: 76), wählt er zur Beschreibung des gleichen Gegenstands vorzugsweise andere Bezeichnungen (am häufigsten spricht er von Formen der Vergesellschaftung, Formen sozialer Gruppen und Kreise sowie von Wechselwirkungsformen).

⁵ Hier gründet sich auch die Kennzeichnung seines relationalen Denkens als Formale Soziologie (siehe Kapitel 4.1).

⁶ Diese Sonderstellung resultiert daraus, dass die Rolle des Dritten die beiden widersprüchlichen Funktionen, zu trennen und zu verbinden, vereint (Simmel 1992: 114). Zur Bedeutung des Dritten in Simmels Soziologie vgl.: Freund 1976: 90-104.

ein erster großer Versuch gelesen werden, alles Soziale unter den Aspekt der Wechselwirkung zu fassen. Gleichwohl hat er dabei kein geschlossenes Konzept⁷ vorgelegt. Zu sehr konfundieren soziologische, psychologischen, philosophischen Ausführungen und zentrale relationale Gedanken miteinander.

Leopold von Wiese

Während Simmels Verdienst darin besteht, die konstitutive Bedeutung der Wechselwirkungen zu erkennen und diese zum genuinen Gegenstand soziologischer Analyse zu machen, gelingt es Leopold von Wiese, mittels einer ersten Systematisierung, die Vielfältigkeit der sozialen Beziehungsformen zu ordnen. Aus der in der Beziehungslehre vorgenommenen Systematisierung gehen vier Hauptkategorien hervor: sozialer Prozess, Abstand, sozialer Raum und soziales Gebilde (Wiese ⁴1966: 106ff.). Von der dynamischen Kategorie der sozialen Prozesse (ebd.: 151ff.) nimmt von Wieses Argumentation ihren Ausgang. Sie wird als Näherungs- und Entfernungsprozess zwischen Menschen gekennzeichnet. Nähe und Ferne verweisen dabei schon auf die zweite Kategorie (ebd.: 160f.): diejenige des Abstands, den er mit beziehungs-spezifischen Dimensionen auflädt. Für von Wiese ist der soziale Raum kein physisch vorfindbarer Raum, sondern ein sozialrelationaler Raum, in dem die Prozesse von Annäherung, Anpassung, Angleichung, Vereinigung, Lockerung, Abhebung, Lösung und Brechung (vgl. ebd.: 178) stattfinden. „Ein soziales Gebilde ist eine Mehrzahl von sozialen Beziehungen, die so miteinander verbunden sind, dass man sie im praktischen Leben als Einheiten deutet.“ (ebd.: 114) Es gibt für ihn die sozialen Gebildeformen der Masse (ebd.: 405f.f.), der Gruppe (ebd.: 447ff.) und der Körperschaft (ebd.: 508ff.). Sie sind zeitüberdauernde „Träger des Zwischenmenschlichen“ (ebd., S. 115). Sie werden bei von Wiese strikt relationentheoretisch (vgl. ebd., S. 117) gedacht und lassen sich analytisch in die konstitutiven sozialen Prozesse ihrer Genese auflösen. Auch hier wird von Wieses konsequente Fokussierung auf relationale Prozesse sichtbar (vgl. Stegbauer 2001: 116).

Norbert Elias

Seltener wird auf Norbert Elias (siehe Kapitel 4.2) abgehoben, wenn es um die Wurzeln relationalen Denkens geht. Auch er deutet alle relativ dauerhaften Zusammenschlüsse von Menschengruppen strikt relational. Er spricht genauer von Interdependenzgeflechten⁸ bzw. Figurationen, auf deren Ebene sich eine Dynamik entfaltet, die sich nicht mehr adäquat aus der bloßen Summation der Einzelaktivitäten derjenigen Menschen, die diese Verflechtungen miteinander bilden, deuten lassen (vgl. Elias 1970). Diese eigendynamischen Figurationen sind in ihrer Entwicklung zwar un gelenkt, also ohne Zielausrichtung, keinesfalls aber ungerichtet und unstrukturiert. Denn es geht Elias in seiner Figurationssoziologie darum, die Struktur und die prinzipiell reversible Richtung der Figurationsdynamik auszumachen.⁹ Ähnlich wie bei Simmel dekomponiert auch Elias den menschlichen Akteur: Er spricht von

⁷ Systematisierungsvorschläge liegen mit Dahme (1981), Hollstein (2001) und Nedelmann (1999) vor.

⁸ Elias hat vehemente Kritik an dem Wechselwirkungsbegriff von Simmel geübt. Er suggeriere, dass es Akteure gäbe, die gleichsam nachträglich in eine Beziehung treten würden (vgl. Elias ³1996: 44). Des Weiteren bemängelt Elias, dass der Wechselwirkungsbegriff ein Ursache-Wirkungs-Prinzip bei den Beziehungen suggeriere. Auch von Wiese äußert Kritik an dem Wechselwirkungsbegriff Simmels und schlägt stattdessen den Begriff Wechselbeziehung vor, ohne allerdings darauf zu verweisen, dass dieser Begriff ebenfalls auf Simmel zurückgeht (vgl. dazu ausführlicher: Korte ³1995: 123).

⁹ In der Einbeziehung von geschichtlichen Aspekten zur Deutung von relationalen Strukturzusammenhängen unterscheidet er sich auch von der Formalen Soziologie.

„Menschwerdung“ und meint damit den Vorgang der Sozialisation, den er als ein „Hineinwachsen“ in Figurationen begreift, in denen immer mehr aktiv eigene Rollen angenommen werden.¹⁰ Die Relationen werden bei Elias als Interdependenzen gedeutet, die sich machtanalytisch auf das je vorherrschende ‘Kräfteverhältnis’ der miteinander in Verbindung stehenden Akteure analysieren lassen. Damit fasst Elias Macht nicht als etwas auf, über das ein Akteur verfügt, sondern strikt relational: Es geht um stets spezifisch austarierte Machtbalancen. Jede soziale Beziehung weist eine Machtkomponente auf. Auch wenn die Machtmittel sehr ungleich verteilt sind, so handelt es sich nie um eine einseitige Relation. Im Vorgriff auf den nächsten Abschnitt wird an dem Machtbegriff von Elias deutlich, dass eine relationale Perspektive eine Neudefinition soziologischer Grundbegriffe nach sich zieht.

Alfred Schütz

Noch völlig brach liegt die Aufarbeitung der Soziologie von Alfred Schütz für die relationale Soziologie. Eine fundamentale Bedeutung kommt in seiner „Protosozilogie“ der so genannten „Wir-Beziehung“ zu, da in ihr Menschen zueinander in eine besondere Erlebnishöhe treten. Diese relational bedingte Erlebnishöhe ist dem Schlüsselbegriff seiner Protosozilogie, der „Intersubjektivität“, kausal vorgelagert. Entsprechend lässt sich die Protosozilogie auf eine relationale Perspektive zurückführen. Mit dem Beziehungstyp „Wir-Beziehung“ ist ein face-to-face-Kontakt gemeint. Die dabei sich bietende Nähe ermöglicht eine subjektive Erfahrung tatsächlich mit einem anderen Menschen zu teilen (vgl. Schütz/Luckmann 1975: 90ff.). Dies ist für Schütz erwartbar, weil in der Wir-Erfahrung unsere Erfahrungen voneinander nicht nur koordiniert, sondern auch aufeinander bezogen und damit wechselseitig bestimmt sind. Ich kann mich selbst durch den anderen Menschen erfahren, wie dieser sich durch mich bzw. durch meine Reaktionen auf sein Verhalten gespiegelt sieht; „mein und sein Bewusstseinsstrom [können] in echter Gleichzeitigkeit verlaufen [...]: er und ich altern zusammen.“ (ebd.: 91) Entsprechend kommen Schütz und Luckmann zu der fundamentalen Aussage: „Allgemein gesagt, ist es also die Wir-Beziehung, in der sich die Intersubjektivität der Lebenswelt überhaupt ausbildet und kontinuierlich bestätigt. Die Lebenswelt ist [...] die Welt unserer *gemeinsamen* Erfahrungen.“ (ebd.: 97f.) Schütz und Luckmann unterscheiden verschiedene Formen von Wir-Beziehungen im Hinblick auf Erlebnistiefe, Erlebnishöhe und Erlebnisintensität.¹¹ Mit dieser Systematisierung sozialer Beziehungen wird der Unterscheidung von strong ties versus weak ties (s.u.) und von direkten versus indirekten Beziehungen vorweggegriffen. Eine Relationale Soziologie benötigt genau eine solche differenzierte Sicht auf soziale Beziehungen (siehe Abschnitt 2.3.1).

¹⁰ Alternativlos nimmt das Neugeborene die Kleinkindrolle in der Familie ein. In späteren Stadien kommt die Schülerrolle, die peer group-Rolle etc. hinzu.

¹¹ Unter die Wir-Beziehung fallen zunächst einmal sehr heterogene Kontakte: oberflächliche Gespräche mit Straßenbekanntschaften ebenso wie ein Liebesakt (vgl. ebd.: 94). Wir-Beziehungen können sich nur in einer je konkreten *Wirkwelt* eines Menschen bilden. Von ihr heben Schütz und Luckmann noch die soziale Mitwelt, die Vorwelt und die Nachwelt ab. In allen Welten herrschen spezifische Beziehungen vor. Die Mitwelt ist beispielsweise durch Beziehungen zu Zeitgenossen geprägt, die Schütz und Luckmann ebenfalls in verschiedene Formen von Ihr-Beziehungen einteilen.

Pierre Bourdieu

Wacquant bezeichnet die Soziologie Pierre Bourdieus als methodologischen Relationalismus (vgl. Wacquant 1996: 34-40). Denn die zwei zentralen Begriffe Bourdieus: „Habitus“ und „Feld“ begreift er als „Bündelungen von Relationen“. „Ein Feld besteht aus einem Ensemble objektiver historischer Relationen zwischen Positionen, die auf bestimmte Formen von Macht (oder Kapital) beruhen, während der Habitus ein Ensemble historischer Relationen darstellt, die sich in Gestalt der geistigen und körperlichen Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata in den individuellen Körpern niedergeschlagen haben.“ (ebd.: 36f.) Entsprechend seien der Stoff, aus dem die soziale Wirklichkeit bestehe, Relationen und nichts anderes. Auch wenn man diese Einschätzung Wacquants in Bezug auf den Bourdieuschen Feldbegriff (weniger aber auf seinen Habitusbegriff) noch zustimmen kann, kommt bei Bourdieu spätestens mit dem Kapitalbegriff ein weiteres, relationentheoretisch nicht gedecktes Konzept ins Spiel, dem weitere (gesellschaftskritisch-normative) Prämissen zugrunde liegen. Vor diesem Hintergrund mag es nicht verwundern, dass Bourdieu (2005) seinerseits der Netzwerkanalyse vorwirft, sie orientiere sich ausschließlich an den empirisch beobachtbaren Interaktionsbeziehungen und gelange nicht zu den objektiven Beziehungen, die durch die Kapitalverteilungen in den sozialen Feldern erzeugt werden.

US-amerikanische Netzwerkforschung

Nicht zuletzt durch eine rasche und intensive Rezeption des Simmelschen Werks finden sich in den USA bereits frühe Anknüpfungspunkte an das relationale Denken. Zu nennen sind hier 1. Peter Michael Blaus (1964) austauschtheoretische Überlegungen zur Reziprozität und zur makrosoziologischen Verankerung von Simmels „Kreuzung sozialer Kreise“, 2. George Caspar Homans (1950) Überlegungen zur Gruppenzugehörigkeit, die bereits wesentliche Gedanken der Blockmodellanalyse (s.u.) vorwegnehmen, sowie 3. James S. Coleman (1958) netzwerkanalytische Forschungen und sein Konzept des Sozialen Kapitals (Coleman 1988).

Folgt man dem Vorschlag von Emirbayer und Goodwin (1994: 1425ff.), lässt sich die bedeutende US-amerikanische Tradition relationalen Denkens (siehe Kapitel 4.4 und 4.6) seit den 1960er Jahren in drei Spielarten der Netzwerkforschung darstellen. Vor allem frühe netzwerkanalytische Studien verfolgen – so die beiden Autoren – einen „strukturalistischen Determinismus“, der – wie der Name schon sagt – ahistorisch und nicht-akteurszentriert (universelle) Strukturen menschlichen Zusammenlebens zu identifizieren versucht.¹² Davon heben Emirbayer und Goodwin den „strukturalistischen Instrumentalismus“ ab, der zwar den sozialen Akteuren eine gestaltende Rolle bezüglich den historisch bedingten sozialen Figurationen beimisst, dies aber in Form sehr vereinfachender utilitaristischer bzw. austauschtheoretischer Prämissen praktiziert. Auch wenn die beiden Autoren nicht explizit den führenden Protagonisten dieser Spielart erwähnen, dürften sie wohl vor allem Ronald Burt vor Augen gehabt haben, der die Netzwerkperspektive mit einem Rational Choice-Ansatz verknüpft. Mit diesen Vorannahmen ist es Burt nämlich möglich, für einzelne Akteure nutzenmaximale Positionen in der Nähe von „strukturellen Löchern“ (Burt 1992; siehe Kapitel 3.7 in diesem Band) zu identifizieren, die sie als „gatekeeper“ überbrücken können,

¹² In einer derart strukturalistischen Manier sind auch die frühen Arbeit von White einzugruppieren (vgl. Emirbayer/Goodman 1994). Zu dem bedeutungsvollen Zusammenhang zwischen Netzwerkforschung und Strukturalismus siehe Kapitel 4.5.

um damit Informations- und Ressourcenvorteile zu erzielen. Durch die starke Betonung des instrumentellen Charakters von Netzwerkstrukturen und die strategische Disponibilität der Netzwerkakteure ist diese Spielart der Netzwerkforschung letztlich einem anderen Paradigma zuzuordnen als der Relationalen Soziologie. Emirbayer und Goodwin machen keinen Hehl daraus, dass sie vor allem die dritte Spielart der Netzwerkforschung für zukunfts-trächtig halten: den „strukturalistischen Konstruktivismus“. Diese Variante der Netzwerkforschung sei den anderen beiden insofern überlegen, als sie soziale Strukturen sowohl mit der menschlichen Agency als auch mit kulturellen und historischen Faktoren verknüpft. Der ambitionierteste Theorieentwurf hierbei dürfte mit Harrison C. White (1992; 2008) vorliegen. Durch die Einbeziehung von Begriffen wie „story“, „catnets“, „netdom“, „rhetorics“, „styles“ und „cultural ambiguity“ verwebt er kulturelle und historische Aspekte (siehe Kapitel 3.14) in die Netzwerkforschung. Von mindestens ebenso grundlegender Bedeutung ist Whites Ausarbeitung einer abstrakten Begrifflichkeit, die auf verschiedenen sozialen Aggregationsstufen (siehe Kapitel 3.11) ihre Anwendung finden kann. Dabei ist der Gedanke der Selbstähnlichkeit entscheidend: Prozessmuster wiederholen sich in kleinen wie in großen Netzwerken. Da mit Whites „Identity and Control“ (1992; 2008) das bislang ambitionierteste und umfassendste Konzept Relationaler Soziologie vorliegt, sollen im folgenden Abschnitt 3 die fundamentalen Weichenstellungen Relationaler Soziologie durch die Rückbindung an Whites Überlegungen diskutiert werden.

Vor allem hat die Weichenstellung zur konsequenten Einbeziehung kultureller Aspekte zu einer breiten Debatte unter den Netzwerkforschern geführt, wie sich diese Aspekte konstruktiv in die Netzwerkforschung einbinden lassen. Immer häufiger ist von einer „kulturellen Wende“ der Netzwerkforschung die Rede (vgl. z.B. jüngst Fuhse/Mützel 2010). Hier ist an die sehr frühe Studie von Peter Bearman (1993) zu erinnern, der den Einfluss von Ideen und Rhetoriken auf die Rollenstruktur von Netzwerken analysiert. Ann Mische (2003) hat die Bedeutung von Narrationen und Unterhaltungen für die Konstitutionsphase von Netzwerken herausgearbeitet. Ronald Breiger (2007) befasst sich mit „kulturellen Löchern“ in Netzwerken. John Levi Martin (1998) geht der Interdependenz zwischen kulturellen Orientierungen der Netzwerketeiligten und ihren faktischen Beziehungsformen nach. White selbst befasst sich in den letzten Jahren verstärkt mit Sprachformen und ihre Bedeutung für Netzwerkstrukturen (vgl. White/Godart 2010). Schließlich sind an dieser Stelle auch institutionalistische Ansätze zu nennen – allen voran John Mohrs (2000) strukturalistische Version des Neo-Institutionalismus¹³. In Anlehnung an Bourdieu spricht er von einer Dualität von Kultur und Praktiken in Netzwerken.

Demgegenüber ist Whites zweitem zentralem Gedanken der Selbstähnlichkeit von Netzwerken nicht in dem Maße Beachtung geschenkt worden. Hier bildet der großangelegte Versuch John Levi Martins (2009), über Netzwerkstrukturformen den Aufbau von sozialen Makrostrukturen zu erklären, eine richtungweisende Ausnahme.

Ohne das Label „Netzwerktheorie“ zu verwenden, aber dennoch einem strikt relationalen Denken verpflichtet, und deshalb für die aktuelle Theoriediskussion maßgebend, sind die Arbeiten von Andrew Abbott (2001a, 2001b), der vor allem für seine soziologische Beschreibung von selbstähnlichen Strukturen bekannt ist, aber auch die Tauglichkeit von Kausalanalysen für relationale Strukturen in Frage stellt. Nicht zuletzt ist es der Geschichtssoziologie Charles Tilly (1998, 2005), der immer wieder die Vorzüge eines „metho-

¹³ Auch bei den Klassikern des Neoinstitutionalismus – etwa DiMaggio (1986) und Powell (1990) – finden sich relationale Gedanken und bedeutsame Bezüge zur Netzwerkforschung.

dologischen Relationalismus“ (im Gegensatz zu einem „methodologischen Individualismus“ und einem „methodologischen Holismus“) hervorhebt und im Rahmen von Studien zu Ungleichheit, Staatenbildung und Grenzen wichtige Theoriebausteine entwickelt hat.

Schließlich gibt es wichtige relationale Weichenstellungen in den soziologischen Theorien, welche die Netzwerkbegrifflichkeit weitgehend nur metaphorisch einsetzen. Hier ist vor allen Dingen an die Akteur-Netzwerk-Theorie (siehe Kapitel 4.8) von Bruno Latour (zusammenfassend: Latour 2007) und Michel Callon (1986), an Manuel Castells (1998) Netzwerkgesellschaft und an Dirk Baeckers (2007) Thesen zur „Next Society“ zu denken.

2 Zur relationalen Neubestimmung des Sozialen

In einem richtungsweisenden Text, der den bezeichnenden Titel „Manifesto for a Relational Sociology“ trägt, hat Emirbayer (1997) das Paradigmatische der Relationalen Soziologie herausgearbeitet. Er sieht im Grunde nur zwei Möglichkeiten, heutzutage Soziologie zu betreiben, entweder in einer „substantialistischen“ oder in einer „relationalistischen“ Weise. Zu Ersterem zählt er jeden Ansatz, der von „Einheiten“, die unter ihren eigenen Prämissen agieren, als erklärende Variablen ausgeht. Darunter fallen nach Emirbayer der Methodologische Individualismus, die Spieltheorie, aber auch Systemtheorie, normative und interaktionistische Ansätze sowie die in der empirischen Sozialforschung vorherrschende variablenzentrierte Soziologie. Dem gegenüber setzt er die konsequent prozessuale Betrachtung der Relationalen Soziologie, die isolierte bzw. isolierbare Einheiten negiert und auf die Vorgängigkeit relationaler Dynamiken setzt, auf deren Basis sich dann mehr oder weniger fragile Elemente konstituieren. „In this point of view [...] the very terms or units involved in a transaction derive their meaning, significance, and identity from the (changing) functional roles they play within that transaction. The latter, seen as a dynamic, unfolding process, becomes the primary unit of analysis rather than the constituent elements themselves.“ (Emirbayer 1997: 287)

Auch für Granovetter (1992) ist die relationale Perspektive eine Möglichkeit, aus gegebenen theoretischen Vereinseitigungen herauszugelangen. Besonders in wirtschaftswissenschaftlichen Theorien sieht er entweder eine über- oder eine untersozialisierte Konzeption menschlichen Handelns am Werk. Bei Ersterer stehen die Eigeninteressen von Akteuren im Mittelpunkt des Forschungsfokus (homo oeconomicus), bei Letzterer Normen, Rollen und/oder Konventionen. So unterschiedlich diese beiden theoretischen Perspektiven sein mögen, sie verbindet nach Granovetter eine grundlegende gemeinsame Annahme: nämlich dass die Einbettung von Akteuren in konkrete Beziehungskonstellationen keinen relevanten Einfluss auf die Handlungsweisen besäßen. Entsprechend begreift er die Embeddedness-Perspektive als eine paradigmatisch davon zu unterscheidende Herangehensweise, soziales Handeln theoretisch zu begreifen und analytisch zu erfassen.

Einbettung bedeutet, einem bestimmten Set an Einflussnahmen ausgesetzt zu sein, nur bestimmte Möglichkeiten zu besitzen, in ablaufende Prozesse zu intervenieren – nämlich je nach dem, über welche Pfade man an diesem Geschehen beteiligt ist –, und eine ausschnittshafte positionsabhängige Perspektive auf die relationalen und prozessualen Konstellationen einzunehmen (vgl. Granovetter 1985). In letzter Konsequenz wird mit dieser theoretischen Weichenstellung ein archimedischer Punkt der Erkenntnis abgelehnt und Erkenntnis selbst zu einem Produkt relationaler Aktivität im Netzwerk der unterschiedlichen Perspektiven.

An den programmatischen Texten von Emirbayer und Granovetter wird deutlich, dass mit der Verschiebung der Forschungsperspektive auf die dynamische „Mitte“ relationaler Prozesse fundamentale Implikationen für die Soziologie verknüpft sind. Wie Elias betont hat, spielt zu deren adäquater Erfassung unsere Sprache einen Streich, da sie ein substanzbezogenes Denken fördert und wenig Begriffe für die dynamisch-relationale Welt besitzt.

Entsprechend ist es sinnvoll, mit der Relativierung bzw. Relationierung sozialer Einheiten zu beginnen, um in die Relationale Soziologie einzuführen (vgl. Abschnitt 2.1). Jede soziale Entität lässt sich demzufolge relational dekomponieren; oder anders formuliert: Soziale Entitäten konstituieren sich aus ihnen vorausgehenden relationalen Konstellationen und Dynamiken. Wie der vorherige Abschnitt gezeigt hat, sind fast alle Konzepte Relationaler Soziologie prozesssoziologisch konzipiert. Entsprechend sollen in einem nächsten Schritt relationale Prozesse behandelt werden (vgl. Abschnitt 2.2), bevor dann soziale (Bedeutungs-)Strukturen gemäß dem relationalen Paradigma erörtert werden (vgl. Abschnitt 2.3). Wie angekündigt, werden die folgenden Ausführungen sich vor allem auf White (1992; 2008) beziehen.

2.1 Relational komponierte Entitäten/Identitäten/Akteure

Entitäten sind in einer relationalen Perspektive relativ: Eine solche Denkweise sperrt sich vor allem gegenüber den üblichen Konzeptionen menschlicher Akteure (siehe [Kapitel 3.9](#)). In der relationalen Soziologie konstituieren sie sich durch soziale Netzwerke. „Persons come into existence and are formed as overlaps among identities from distinct network-populations. [...] Person should be a construct from the middle of the analysis, not a given boundary condition.“ (White 1992: 196f.) Dies ist sowohl situativ wie auch biographisch zu verstehen. White (1992: 312-314) differenziert vier Stufen der Identitätsbildung: Die erste beschreibt die Notwendigkeit in sozialen Situationen stets einen konkreten physischen und sozialen Platz beziehen zu müssen. Diese elementare Einbettung eines Akteurs in ein je konkretes Netzwerk führt dazu, dass ihm nur ein bestimmtes Set an Handlungs-, Kommunikations- und Deutungsmöglichkeiten zur Verfügung steht; denn dieses Set ist positionsbedingt. Die zweite Stufe bringt die an eine konkrete Position geknüpften Erwartungshaltungen ins Spiel. White nennt diese Stufe bildlich „face“, ein Gesicht besitzen bzw. wahren. Die dritte Identitätsstufe ergibt sich daraus, dass Akteure in mehr als nur einem Netzwerk spezifische Positionen annehmen, ganz im Sinne von Simmels „Kreuzung sozialer Kreise“. Für White sind es gerade die sich aus den verschiedenen positionsbedingten Erwartungshaltungen ergebenden Spannungen, welche die Identitätsbildung dieser Stufe begünstigen. Die letzte Stufe stellt die Lebensgeschichte eines Akteurs dar. Hier kommt dem narrativen Aspekt eine besondere Bedeutung zu; denn es sind die Stories, die eine inhaltliche Klammer um das Sammelsurium an unterschiedlichsten Prägungen des Akteurs durch wechselnde Netzwerke und seinen Möglichkeiten, eine je aktive Position zu beziehen, legen.

Diese Identitätsstufen sind so konzipiert, dass sie auch bei höherstufig aggregierten Akteuren, also Gruppen, Gemeinschaften, Organisationen etc., beobachtet werden können. Durch die Fokussierung auf Relationen sind aber auch diese aggregierten Entitäten erklärungsbedürftig. Die positionale Erklärung einer Identitätsbildung reicht da nicht aus, sondern es sind prozessual-relationale Argumente dafür nötig, dass derartige aggregierte Entitäten überhaupt entstehen können. Hier gibt es unterschiedliche Erklärungsansätze: z.B. das

Homophilieprinzip, die Balancetheorie in Bezug auf Triaden, austauschtheoretische Überlegungen, Sozialkapitalkonzepte (siehe Kapitel 3.10) und Ansätze, die auf Patronage- bzw. Machtstrukturen abheben. Einen sehr abstrakten derartigen Erklärungsansatz bilden Whites „disziplines“. Unter Bezugnahme auf Kommunikationsstudien von Bales (1982) und Argyle (1972) differenziert White drei Vergleichsgesichtspunkte, unter denen aggregierte Identitäten bzw. relationale Formationen beschrieben werden können: Der erste Gesichtspunkt hebt auf affektive Aspekte (Sympathie versus Antipathie) ab, woraus sich inkludierte und exkludierte soziale Akteure ausmachen lassen. Diese Bewertungsform nennt White „arena“. Unter „councils“ versteht er zweitens hierarchische Anordnungen, bei denen „Dominanz“ und „Subordination“ anzutreffen sind. Je nach Durchsetzungsvermögen bzw. Einbindungsmöglichkeiten lässt sich ein Prestigewert eines sozialen Akteurs ableiten, der seine Stellung in einer „Hackordnung“ definiert. Drittens hebt das „interface“ auf instrumentelle Relationen ab, wie sie vorzugsweise in der Wirtschaft anzutreffen sind. Hier herrscht der Vergleichsgesichtspunkt der Qualität vor. Man denke z.B. an Produktionsmärkte, in denen unterschiedliche Hersteller mit verschiedenen qualitativen und preislichen Angeboten einer Produktart eine Marktnische zu besetzen versuchen.¹⁴ Der Vorzug dieser abstrakten Begrifflichkeit liegt darin, dass sie auf unterschiedliche soziale Aggregationsstufen zur Anwendung gebracht werden kann, um Ordnungsprozesse zu beschreiben. Die Disziplinen sind auch eher idealtypisch gemeint, sie kommen also in Mischformen vor. An diesen Ausführungen wird jedenfalls deutlich, dass soziale Akteure – unabhängig von ihrer sozialen Aggregationsstufe – grundsätzlich erklärungsbedürftige Größen bilden.

2.2 Relationale Prozesse

Ebenso verhält es sich mit den sozialen Prozessen. Ein klassischer soziologischer Handlungsbegriff kann aufgrund der relationalen Konstruiertheit sozialer Akteure nicht eingeführt werden. Gleichzeitig ist ein kommunikatives Reinheitsgebot (à la Luhmannscher Systemtheorie) in Netzwerken aufgrund ihrer heterogenen Verfasstheit und unscharfen Grenzen deplatziert. Was für eine Art von Prozessen herrscht dann in Netzwerken anstatt dessen vor?

Auch hier gilt bei jüngeren netzwerktheoretischen Ansätzen das Grundbedürfnis, zu einer abstrakten Terminologie zu gelangen, die auf unterschiedlichen sozialen Aggregationsniveaus angewandt werden kann. Hierbei gibt es allerdings noch weniger „klassische“ Bezugspunkte als bei einer nicht-akteurszentrierten Betrachtungsweise des Sozialen. Einzig von Wiese (⁴1966: 224f.) hat in konsequenter Weise den Handlungsbegriff in seiner Beziehungslehre zu vermeiden versucht und stattdessen den Begriff des „sozialen Prozesses“ eingeführt. Pointierter wirkt da das Angebot von White, konsequent von Kontrolle zu sprechen, und sie als einen reziproken Prozess aufzufassen, also strikt relational: Kontrollprojekte glücken nur dauerhaft, wenn sie wechselseitig angelegt sind. Netzwerke sind aufgrund ihrer Heterogenität und von außen kommender und nach innen sich fortsetzender Turbulenzen auf eine „interne Kontrollstruktur“ angewiesen (vgl. Baecker 2006: 45), um fortbestehen zu können. Erst wenn diese Einflussnahmen und „Störungen“ des Umfelds kontrolliert werden, kann sich eine Identität konstituieren. Je erfolgreicher die Kontrollprojekte einer

¹⁴ White selbst hat nur diese dritte Disziplin mit entsprechenden wirtschaftssoziologischen Studien näher beleuchtet (vgl. White 2002).

Identität ausfallen, umso mehr Unsicherheiten für andere Identitäten des Umfelds werden geschaffen.

Es lassen sich – nach White - einige generelle Typen von Kontrollstrategien ausmachen: (1) „Social ambage“ (ebd.: 106f.) stellt ein „soziales Manöver“ (Azarian 2005: 69) dar, indem Identitäten über das Ausnutzen bestehender Relationen andere Identitäten in direkter oder indirekter Form zu beeinflussen versuchen. (2) „Cultural ambiguity“ (White 1992: 103ff.) entsteht aus einer interpretativen Flexibilität der sozialen Gegebenheiten (vgl. ebd.: 112). Das Hauptziel dieser Bemühungen besteht darin, die Verbindung möglichst flexibel und ambivalent, undefiniert und offen für verschiedene Interpretationen bzw. Bewertungen zu halten, um Raum für eigene Manöver zu erlangen. (3) Dem „De-coupling“ (White 1992: 12f.; 111f.) kommt eine fundamentale Bedeutung innerhalb von Netzwerken zu, da das Kappen von Verbindungen die (friedliche) Koexistenz von verschiedenen unabhängigen Aktionsfeldern ermöglichen. „De-coupling“ stellt für White eine Form der Kontrollversuche dar, die alles Unerwünschte in den Netzwerkprozessen abblocken. Das Entkoppeln könne zeitweise oder dauerhaft erfolgen, ebenso wie vollständig oder partiell.

Da nach White alle Identitäten bestrebt sind, Kontrollprojekte zu realisieren, stellt das Soziale nichts anderes als den Austragungsort dar, wo sich diese Projekte mehr oder weniger zufällig überlagern. Nirgendwo deutlicher wird die enge Verwebung Whites von kultureller und struktureller Analyse als bei dem Kontrollbegriff. Denn versucht man, die Ambiguität zu reduzieren, führt dies in der Regel zur Erhöhung des sozialen Ambages – vice versa (White 1992: 107f.). Mit anderen Worten: Klare Strukturen provozieren interpretative Ausweichmanöver, wie umgekehrt kulturelle Festlegung zu Versuchen führt, diese durch „soziale Manöver“ bzw. Beziehungsmanagement zu umgehen. Entsprechend kann der Wechselbezug zwischen sozialem Ambage und kultureller Ambiguität als die grundsätzlichsite Relation verstanden werden, von der eine Relationale Soziologie ausgehen kann und auf die relationale Argumente zulaufen (vgl. Häußling 2006).

2.3 Relationale Bedeutungs-Strukturen

Die enge Verwobenheit zwischen sozialem Ambage und kultureller Ambiguität setzt sich entsprechend auf der Strukturebene fort – und zwar angefangen bei den Relationen (Abschnitt 2.3.1), über Relationsgefüge (Abschnitt 2.3.2) bis hin zu Bedeutungsstrukturen auf der Makroebene (Abschnitt 2.3.3).

2.3.1 Mikrostrukturen

Immer wieder wird auf die zentrale Bedeutung unterschiedlicher sozialer Beziehungen für das Verständnis von Netzwerken hingewiesen und bei multiplexen Netzwerkanalysen auch empirisch berücksichtigt. Für einen elaborierten Begriff sozialer Beziehungen ist entscheidend, dass auch in ihnen sowohl soziales Ambage als auch kulturelle Ambiguität anzutreffen ist: Denn erst die Stories, machen aus Abhängigkeitsrelationen soziale Beziehungen im engeren Sinn, so dass man nuancenreich beispielsweise zwischen engen und losen Freundschaften unterscheiden kann. Und erst wenn durch „stories“ Relationen zwischen Knoten als soziale Beziehungen mit spezifischer Ausprägung differenzierbar werden, erfährt eine

Reihe von Netzwerkanalysemethoden – wie zum Beispiel die Blockmodellanalyse – überhaupt erst ihre Plausibilisierung. Über den Stellenwert von verschiedenen „Types of ties“ herrscht allerdings noch ein großer Forschungsbedarf.

Eine wichtige Ausnahme bildet hier Granovetters Unterscheidung zwischen starken und schwachen Beziehungen (vgl. Granovetter 1973: 1360-1380; ders. 1974; siehe Kapitel 3.3 in diesem Band). Die Anzahl von „strong ties“ ist für jede Person begrenzt, da ihre Pflege definitionsgemäß zeitaufwändig ist. In ihnen herrschen nach Granovetter Vertrauen, Solidarität und Verbindlichkeit.¹⁵ Demgegenüber kann eine Person beiläufig eine Vielzahl von „weak ties“ unterhalten. Sie eröffnen ihr – so Granovetter – Zugänge zu ganz anderen Netzwerkreale und können folglich größere Netzwerkdistancen überbrücken. Diese Brücken besitzen eine geringe Redundanz. Es handelt sich um eher flüchtige, punktuelle und zumeist instrumentell ‚genutzte‘ Beziehungen, die nicht die ganze Persönlichkeit fordern. Demgegenüber lassen sich „strong ties“ in der Primärumgebung einer Person ausmachen.¹⁶

Ein weiterführender Typologisierungsvorhaben müsste mehrere Dimensionen statt einer einzigen definieren, um soziale Beziehungen einzuteilen. Diese Dimensionen müssten neutral in dem Sinne sein, dass sie nicht nur positiv konnotierte Beziehungen sondern auch Feindschaften, Rivalitäten und Konkurrenzen sowie Relationen auf höheren sozialen Aggregationsniveaus (z.B. zwischen Organisationen) erfassen können. Mögliche Kandidaten für diese Dimensionen könnten Simmels „Wissen voneinander“ (siehe Kapitel 4.1) sowie Macht (im Sinne von Elias, siehe Abschnitt 1) und sozio-emotionale Orientierung nach Bales (1982) sein.

2.3.2 Mesostrukturen

Wenn von einem Freundschaftsnetzwerk, einer Jugendgang, einer virtuellen Gemeinschaft die Rede ist, sind ebenfalls soziale Relationierungen und kulturelle Bedeutungen bis zur Ununterscheidbarkeit eine Liaison eingegangen. Aus der Perspektive der Relationalen Soziologie bleiben diese Netzwerke eingebettet in umfassendere Netzwerke, ihre Grenzziehung und damit Identitätsbildung bleibt prekär (vgl. Häußling 2009). Abbott (1995: 857) hebt auf die konstitutive Bedeutung von stories, Selbst- und Umweltbeschreibungen für die Identitätsbildung dieser Netzwerke auf der Mesoebene ab, indem diese Beschreibungen einen Unterschied machen zu dem, wo sie eingebettet sind. Denn zu Beginn ergeben sich – nach Abbott – nur zufällige Differenzen im sozialen Raum, was Praktiken und Sinnsetzungen anlangt. Durch die Bezeichnung dieser Differenzen werden – Abbott zufolge – „proto-boundaries“ (ebd.: 867) erzeugt, die zunächst einmal nur auf der semantischen Ebene Grenzen darstellen. Da diese für Abbott wieder in die sozialen Prozesse einfließen, verfestigen

¹⁵ Demzufolge ist für Granovetter eine starke Bindung durch „a (probably linear) Combination of the amount of time, the emotional intensity, the intimacy (mutual confiding), and the reciprocal services“ gekennzeichnet (Granovetter 1973: 1361). Granovetter greift dabei auf eine Fülle soziologischer und sozialpsychologischer Grundannahmen zurück, wie zum Beispiel auf die Austauschtheorie, die Balancetheorie und dem Homophilieprinzip: Nach Homans' „Grundgesetz der Interaktion“ fördert eine häufige Interaktion die Stärke von Beziehungen (vgl. Homans 1950). Nach der Balancetheorie Heiders (1944: 358-374) und dem Homophilieprinzip Laumanns (1973) haben Akteure mit solchen Personen eine hohe Austauschintensität, bei denen sie Ähnlichkeiten zu sich selbst feststellen.

¹⁶ Die Operationalisierung der Begriffe „strong ties“ und „weak ties“ hat an diesen Punkten angesetzt. Vgl. Haß 2002: 100f.

sich diese Differenzen auch auf der prozessualen und strukturellen Ebene. Nun begreift sich beispielsweise eine Jugendgruppe nicht nur anders als die anderen, sondern sie gibt sich ein anderes Outfit, verhält sich anders, präferiert anderes etc.

Wie in Abschnitt 2.1 schon erörtert, konstituieren sich für White Ordnungszusammenhänge – also aggregierte Identitäten – durch die Befolgung einer oder mehrerer Disziplinen. Unter Bezugnahme auf die Physik der Gele verweist er auf Verfestigungsprozesse von Molekülen, die eine ‚soziale Organisation‘ entstehen lassen. Kontrollprojekte sind unter dem Gängelband von Disziplinen austariert und in einen kristallinen Zustand überführt.

Doch die Relationale Soziologie ermöglicht – gemäß White – noch zwei weitere Perspektiven auf die an sich grenzenlose soziale Netzwerklandschaft, um Mesostrukturen zu identifizieren. Reduziert man kulturelle Ambiguität, indem man bestimmte Kategorien als Eigenschaften von Netzwerkelementen als Auswahlkriterien anlegt, so lassen sich so genannte „catnets“ (Kategoriennetzwerke) identifizieren. Entsprechend bildet die Gruppe der Elementarteilchenphysiker ein „catnet“, auch wenn sich viele Forscher gar nicht untereinander kennen und offen bleibt, welche Beziehungen sie untereinander pflegen, wenn sie sich kennen. Demgegenüber lassen sich „netdoms“ (Netzwerkdomänen) beobachten, wenn man soziales Ambage reduziert. In diesem Fall herrscht eine bestimmte Beziehungsform vor. Eine Fußballmannschaft steht zum Beispiel für eine solche Netzwerkdomäne. Es haben sich in der Domäne spezifische Semantiken herausgebildet, die in engem Zusammenhang mit den netzwerkspezifischen Positionen und Beziehungen stehen. Im Alltag wechseln wir von einer Netzwerkdomäne zur nächsten.

2.3.3 Makrostrukturen

Die Differenzierung in verschiedene Ausprägungen sozialem Ambages und kultureller Ambiguität wendet White auch auf Makrostrukturen an. Es sind nach White (1992: 116ff.) die Institutionen, die hier für die Reduktion von kultureller Ambiguität sorgen. Ihre Leistung besteht darin, dass sie in Story-Sets eine größere Menge von Disziplinen miteinander verknüpfen. Es handelt sich um Festlegungen von Bedeutungen, die vor allem den Wertaspekt von Disziplinen generalisieren und damit Grenzziehungen vornehmen, welche Prozesse zulässig sind und welche nicht. Die stabilisierende Wirkung von Institutionen ist deshalb kaum zu überschätzen. Orientieren sich Netzwerke an diesen Story-Sets, wird auch das Maß an zulässigen Kontrollprojekten drastisch eingeschränkt. Entsprechend kann es neben Gesellschaftsnormen auch noch spezifische Gruppennormen geben, welche die zulässigen Praktiken in Netzwerken entscheidend beschränken.

Whites Differenzierungslogik folgend, muss es etwas geben, das genau umgekehrt wirkt: das also Ambage reduziert und damit die kulturelle Ambiguität erhöht. Er spricht in diesem Fall vom Stil (vgl. White 1992: 166ff.), der eine Integration von Verhaltensweisen über verschiedene Netzwerkkontexte hinweg bewerkstelligt. Stile sind weitaus anpassungsfähiger und dynamischer als Institutionen, und dies nicht nur weil sie Raum für Interpretationen lassen. Beim Stil werden soziale Muster mit Signalen symbolisch aufgeladen. Durch diesen hohen Abstraktionsgrad dieses Begriffs kann White sowohl „Rationalität“ als auch „Personalität“ als Stil begreifen. In der Regel kommen Stile und Institutionen nicht isoliert

vor, sondern verbinden sich zu Regimen (ebd.: 226-229). Letztere sind also Ordnungszusammenhänge, die über ein spezifisches Set an Stilen und Institutionen besitzen.

Noch abstrakter gerät die Analyse von Netzwerken, wenn sie an den etablierten Bedeutungen ansetzt. Dieser Gedanke findet sich bereits bei de Saussure (³1967) wie auch bei Elias (1984). Letzterer spricht von Symbolen, mit deren Hilfe zwischen vorher isoliert voneinander betrachteten 'Sachverhalten' Beziehungen geschaffen werden können (vgl. Elias 1984: XXXIX). Symbole stehen demnach „für ein recht weitgefaßtes Beziehungsgeflecht, in dem Abläufe auf den individuellen, den sozialen und den nicht-menschlich natürlichen Ebenen miteinander verbunden sind.“ Derartige generalisierende Symbole weisen also auf komplexe Vorstellungen hin, die vordem weder kommunizierbar noch orientierungsgebend waren. Die Symbolwelt ist für Elias ein ausgesprochen dynamisches Gebilde. Langfristig betrachtet erzielen Symbole einen hohen Grad an praktischen Geltungsanspruch, was zum Teil dazu führe, dass die Menschen nicht mehr eindeutig zwischen Symbolen und Realität unterscheiden könnten (ebd.: XXXII). Führt man diesen Gedanken weiter, so eröffnet sich der Relationalen Soziologie auf der Kulturseite die Möglichkeit zur Erforschung semantischer Netzwerke (vgl. Häußling 2006), die Befunde in Aussicht stellen, in welcher Weise sich Bedeutungen unterschiedlicher sozialer Aggregationsniveaus kombinieren. Da sich die „stories“ dieser Semantiken bedienen (müssen), um Sichtweisen bezüglich der Einbettungskonstellationen und den daraus resultierenden Praktiken zu äußern, werden Makrostrukturen auch im Meso- und Mikrokontext wirksam.

2.3.4 Relationale Deutung von Raum und Zeit

In diesem Sinn sind auch Zeit und Raum relationale Bedeutungsstrukturen. Zeit ist „eine Synthese auf sehr hoher Ebene, eine Synthese, mit deren Hilfe Positionen im Nacheinander des physikalischen Naturgeschehens, des Gesellschaftsgeschehens und des individuellen Lebensablaufs in Beziehung gebracht werden können“ (ebd.: XXIII). Im Sinne von Simmel bekundet sich in jeglicher Raumvorstellung „nur die menschliche Art, an sich unverbundene Sinnaffektionen zu einheitlichen Anschauungen zu verbinden“ (Simmel 1992: 688f.).¹⁷ Auch aktuelle raumsoziologische Konzepte (Läpple 1991; Löw 2001) heben auf den relationalen Charakter des Raumbegriffs ab. Für Löw (2001) beispielsweise ist der Raum eine relationale (An)Ordnung von Körpern, die sich ständig verändert. Räume besitzen sowohl eine Ordnungsdimension, die auf gesellschaftliche Strukturen verweist, als auch eine Handlungsdimension in Form eines Prozesses des Anordnens. Die Möglichkeit, Räume zu konstituieren, ist von symbolischen und materiellen Faktoren abhängig. Entsprechend könnte die Relationale Soziologie ohne Weiteres an diese aktuelle raumsoziologische Debatte anschließen.

3 Zur empirischen Perspektive der Relationalen Soziologie

Aber auch im Bereich der empirischen Forschung bedeutet die Relationale Soziologie eine paradigmatische Neudefinition des Untersuchungsgegenstands. Ihrem Anspruch nach möchte die Relationale Soziologie soziologischer ansetzen, indem sie Relationen, Bezie-

¹⁷ Auf die Weiterentwicklung dieses Raumbegriffs durch von Wiese wurde in Abschnitt 1 bereits eingegangen.

hungen, Positionen, Figurationen und Einbettungen in den Analysefokus nimmt. Diesem Forschungsfokus steht eine variablenzentrierte Analyse gegenüber, die eine künstliche Isolation von Aspekten sozialer Akteure oder sozialer Konstellationen aus ihren (dynamischen) Kontexten vornimmt und diese Aspekte kausalistisch zum Explanans oder zum Explanandum erhebt. „Variable-based analysis [...] detaches elements (substances with variable attributes) from their spatiotemporal contexts, analysing them apart from their relations with other elements within fields of mutual determination and flux.“ (Emirbayer 1997: 288) Akteure fallen ebenso wenig vom Himmel wie Sozialstrukturphänomene ganzer Gesellschaften. Akteure sind vielmehr eingebettet in soziale Konstellationen; und diese Einbettungen führen in ihrer Makrowirkung zu gesamtgesellschaftlichen Effekten. Entsprechend ist der Anspruch einer relational soziologisch orientierten Netzwerkforschung, über die Analyse dieser relationalen Gegebenheiten zu einem dezidiierteren soziologischen Verständnis über die Handlungsweisen von Akteuren und über Makrozusammenhänge zu gelangen. Mit anderen Worten wird von den relationalen Gegebenheiten und Prozessen aus in Richtung Mikro und in Richtung Makro die erklärende Argumentation ausgerollt. Um die empirischen Potentiale der Relationalen Soziologie zu verdeutlichen, sollen im Folgenden vier Meilensteine empirischer Studien vorgestellt werden.

Ein fulminanter *erster* Meilenstein war die in der dritten Phase der Hawthorne-Experimente (1931-1932) gewonnene Einsicht, dass es vor allem die informellen Beziehungen in Betrieben sind, die entscheidenden Einfluss auf die Arbeitsmotivation (Mikro) und damit auch auf den Produktionsoutput (Makro) besitzen. Nachdem in den ersten Phasen der Untersuchung eher variablenorientiert verschiedene Einzelaspekte (Beleuchtung des Arbeitsplatzes, Lohnsteigerung, Anzahl der Pausen) (in tayloristischer Manier) erfolglos variiert wurden, um auf die entscheidenden Stellschrauben für die Produktionssteigerung zu stoßen, wurde mit der Gewinnung von William Lloyd Warner in das Forscherteam ein in der Erforschung relationaler Sozialstrukturen ausgewiesener Anthropologe hinzugezogen, der auf die Beziehungen zwischen Vorgesetzten und Mitarbeitern sowie auf jene der Mitarbeiter untereinander seine Analyse fokussierte. In ihrer Wirkung sind die dabei gesammelten Erkenntnisse sowohl für die Betriebspraxis als auch für die Wissenschaft kaum zu überschätzen. Bei der Betriebsgestaltung gewann die mit dem bezeichnenden Titel firmierende Human Relations Bewegung gegenüber dem Taylorismus bzw. Fordismus schrittweise die Oberhand. In der Betriebs- und Organisationspsychologie sowie Betriebs-, Industrie- und Organisationssoziologie ist die informelle Beziehung bzw. informelle Kommunikation nicht mehr aus der Forschung wegzudenken.

In den 1960er Jahren hat Stanley Milgram (1967: 60-67) ein Experiment durchgeführt, das als Entdeckung des „small world phenomenon“ (siehe Kapitel 3.13) gilt. Er verteilte eine Reihe von Briefen an zufällig ausgewählte Personen aus Omaha und Wichita, die an eine vorher festgelegte Zielperson – nämlich einen Aktienhändler in Boston – gelangen sollten. Da die Zieladresse nicht angegeben wurde, sollten die Probanden den Brief derjenigen Person aushändigen, von der sie annahmen, dass diese sich ‚näher‘ an der Zielperson befinde als sie selbst. Im Durchschnitt ergaben sich weniger als sechs Stationen, bis die Nachricht beim Aktienhändler ankam. Entsprechend lag der makrosoziologische Schluss nahe, dass jeder Mensch mit jedem beliebig anderen Menschen maximal mit einer Pfaddistanz von sechs Zwischenschritten verknüpft ist. Diese empirische Studie von Milgram wurde vielfach kritisiert (vgl. z.B. Kleinfeld 2002: 61-66). So wurden die abgebrochenen Ketten weder berücksichtigt noch danach gefahndet, warum die Nachrichten strandeten. Erst

Ende der 1990er Jahre wurde dieser Gedanke von Milgram wieder aufgegriffen und löste einen regelrechten small-world-Forschungsboom aus. Watts und Strongatz (1998) untersuchten die strukturellen Voraussetzungen, unter denen solche kurzen Verbindungswege in sehr großen Netzwerken zwischen beliebige Knotenpunkte möglich werden. Demgegenüber nähern sich Barabási und Albert (1999) dem small-world-Phänomen von der Perspektive des Netzwerkwachstums. Sie gehen davon aus, dass aufgrund präferierter Verbindungswahlen so genannte „Hubs“ entstehen, die immer mehr Beziehungen auf sich vereinen und damit eine Vielzahl kleinschnittiger Netzwerkareale überbrücken. Damit ließe sich Phänomene wie die rasche weltweite Ausbreitung des AIDS-Virus erklären. Die small world-Debatte hat nachhaltig das Verständnis bezüglich der Struktur und Dynamik sehr großer Netzwerke geschärft.

Auf Granovetters berühmte Untersuchung „getting a job“ wurde bereits in Abschnitt 2.3.1 eingegangen, sodass hier gleich auf das frappierende Untersuchungsergebnis abgehoben werden kann. Granovetters Forschungsfrage zielte darauf ab, welche Beziehungen eher zu neuen Jobs führen. Die damals bahnbrechende Erkenntnis lautete, dass es gerade die „weak ties“ seien, also Kontakte zu Personen, die man nur flüchtig kennt, die einem Hinweise zu vakanten Stellen oder Ausschreibungen liefern. Denn in der „strong ties“-community, der man selbst angehört, findet man aufgrund der hochgradig redundanten Informationslage für die Arbeitssuche zu wenig neues, während die „weak ties“ einen mit einer Vielzahl anderer ‚Informationszirkel‘ verknüpft (die obendrein wenig deckungsgleiche Informationen aufweisen). Die von Granovetter mittels des Konzepts starker und schwacher Beziehungen durchgeführten Untersuchungen wurden ebenfalls vielfach kritisiert – aufgrund methodischer Probleme (zu kleine Stichprobe, Bewertung der Stärke einer Beziehung etc.) sowie wegen der von ihm getroffenen Schlussfolgerungen.¹⁸ Ihre Kernaussage hat indes wenig Schaden genommen, dass über Brücken – die ansonsten unverbundenen Netzwerkareale verknüpfen – neue Informationen fließen. Nur so ist zu erklären, dass Granovetters Studie zahlreiche Folgeuntersuchungen inspirierte, die der „strong ties“- versus „weak ties“-Einteilung folgten. Dadurch wurde auch der empirische Zugang zu dem Mikrobereich sozialer Beziehungen entscheidend verbreitert und die Frage nach den „types of ties“ aufgeworfen.

In ihrer geschichtssoziologischen Studie untersuchten Padgett und Ansell (1993) den Erfolg der Medici in Italien der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, allen voran denjenigen von Cosimo de Medici. Dabei analysierten sie das soziale Netzwerk der Medici, welches sich seinerzeit in einer schwierigen gesellschaftspolitischen Situation behaupten musste, welche durch politische Unruhen (Ciompi-Aufstand der Weber), Finanzkrisen und Macht rivalitäten unter den Eliten gekennzeichnet war. In ihrem Forschungsfokus standen ökonomische Beziehungen der Medici, ihre Heiratspolitik und Patronagebeziehungen. Jede dieser Beziehungsformen erschloss den Medici ein anderes soziales Netzwerk. Bei den ökonomischen Beziehungen bauten sie ein Netzwerk weit über die Stadtgrenzen von Florenz auf. Darunter befanden sich auch soziale Aufsteigergruppen (z.B. Wolltuchhändler), zu denen alteingesessene Adelsgeschlechter aus Standesgründen jeglichen Kontakt mieden. In ihrer Heiratspolitik zielten die Medici demgegenüber elitär und exklusiv auf die noblen Familien

¹⁸ So führen soziale Netzwerke im Vergleich zu den anderen Jobsuchstrategien: ‚Sichtung von Anzeigen bzw. Arbeitsvermittlung‘ und ‚proaktives Bewerben‘ nicht zu besser bezahlten Jobs – wie Granovetter glaubt, aus seiner Studie verallgemeinernd ableiten zu können –, sondern sie sind ‚lediglich‘ bessere Filter bei der Suche adäquater Arbeitsstellen.

in Florenz. In einer Blockmodellanalyse (siehe Kapitel 5.6) weisen Padgett und Ansell nach, dass verschiedene Florentinische Familienclans nur über die Medici miteinander verknüpft waren. Diese sozial integrative und wirtschaftlich ausfächernde Position der Medici sorgte dafür, dass sie die Wirren der Zeit unbeschadet überstanden haben – im Gegensatz zu anderen Familien – und sogar ihre zentrale Stellung weiter ausbauen konnten. Padgett und Ansell dokumentieren ferner, dass Cosimo de Medici lange Zeit die gatekeeper-Funktion seiner Familie nicht erkannte. Die Gesamtschau dieser Befunde legt daher den Schluss nahe, dass sich die rasante Zentralisierung der Medici Netzwerkeffekten verdankt, die durch eine Art Sogwirkung des sich konstituierenden Hubs begünstigt wurden.

Mit der Studie von Padgett und Ansell ist nicht nur die „kulturelle Wende“ der Netzwerkforschung auch empirisch vollzogen (vgl. Emirbayer/Goodwin 1994). Die Anwendung der Blockmodellanalyse hebt auf die Untersuchungsmethode ab, die entscheidend zur Etablierung einer eigenständigen Netzwerkanalyse beigetragen hat. Die Triadenanalyse (siehe Kapitel 5.4) gehört ebenfalls zu diesem neuen netzwerkanalytischen Methodenset. Im Gegensatz zu den bis dahin genutzten Analysemethoden (Soziometrie (Moreno ³1974), Feldtheorie (Lewin 1982) bzw. sozialanthropologischen Studien (Barnes 1954; Bott 1971; Mitchell 1969))¹⁹, steht die Blockmodellanalyse wie kaum eine zweite für eine relationale Perspektivenübernahme. Der entscheidende Grund dafür liegt in ihrer Zielsetzung: strukturell äquivalente Knotenpunkte in einem Netzwerk zu identifizieren und diese in einem Abstraktionsschritt zu Positionsmatrizen zusammenzuziehen (vgl. White et al. 1976; Boorman und White. 1976). Strukturell äquivalent bedeutet, dass Knotenpunkte das gleiche bzw. ein gleichwertiges Beziehungsset zu anders positionierten Knotenpunkten des Netzwerks besitzen. Im Konzept der strukturellen Äquivalenz und im Verfahren der Blockmodellanalyse sind aber auch Annahmen enthalten, die auf die Sinnhaftigkeit von Netzwerken verweisen (vgl. auch Brint 1992).

In noch umfassenderer Weise können netzwerkstrukturelle und -kulturelle Aspekte mittels der bimodalen Netzwerkanalyse (siehe Kapitel 5.7) paritätisch untersucht werden. Eine Reihe Vertreter relationaler Soziologie haben diesen Weg beschritten und sich verstärkt mit den Möglichkeiten dieser Analysemethoden befasst (z.B. Mohr/Duquenne 1997, Breiger 2000, Mische/Pattison 2000). Kerngedanke dieser Methode ist es, netzwerkstrukturelle Konstellationen mit kulturellen Gegebenheiten (wie z.B. gemeinsam aufgesuchte Begegnungsstätten), die als Gelegenheitsstrukturen der Kontaktaufnahme aufgefasst werden, zu verknüpfen.

War die Netzwerkanalyse lange Zeit vor allem durch quantitativ ausgerichtete Auswertungsstrategien geprägt, konnte in den letzten Jahrzehnten eine Hinwendung zur gezielten Verwendung qualitativer Erhebungs- und Auswertungsmethoden (siehe Kapitel 5.10) beobachtet werden.²⁰ Nicht standardisierbare Aspekte sind bei vielen Erhebungsmethoden zumindest auf der Verstehensebene implizit gegeben; so kann unter Freundschaft etwas grundsätzlich Verschiedenes verstanden werden. Davon sind Erhebungsstrategien zu unterscheiden, bei denen man relationale Daten durch den gezielten Einsatz qualitativer Methoden gewinnt. Zu diesen Methoden gehören u.a. die teilnehmende Beobachtung oder die Durchführung narrativer Interviews. Wie mit den so gewonnenen relationalen Daten umge-

¹⁹ Eine weitere Wurzel der Netzwerkanalyse kann in dem Modell des „two-step flow of communication“ von Lazarsfeld et al. (1965) gesehen werden.

²⁰ Nebenbei bemerkt, befinden sich auch die Wurzeln der Netzwerkanalyse in der qualitativen Sozialforschung (vgl. Emirbayer/Goodwin 1994: 1416).

gangen wird, steht auf einem ganz anderen Blatt. Diese können sowohl quantitativen wie auch qualitativen Auswertungsmethoden zugeführt werden. Die qualitative Auswertung besitzt dabei das besondere Potential, die „kulturelle Wende“ der Relationalen Soziologie empirisch zu vollziehen. Das bedeutet, dass die gewonnenen Netzwerkdaten als „stories“ der Befragten über ihr soziales Umfeld gewertet werden können, weil sie deren Alltagsdeutungen und -handlungen zugrunde liegen. Die Analyse der „stories“ könnte dann unter Anwendung von phänomenologischen oder hermeneutischen Methoden fortgeführt werden. Insofern kann die Hinwendung zu qualitativen Methoden als eine Parallelbewegung zur „kulturellen Wende“ der Relationalen Soziologie interpretiert werden.

Ein besonderes Augenmerk wird zukünftig darauf zu legen sein, wie man qualitative mit quantitativen Forschungsmethoden enger verknüpft. Dies gilt sowohl für Netzwerkmethoden im engeren Sinn, wie zum Beispiel der gekoppelte Einsatz von standardisierten Erhebungsstrategien mittels Namensgeneratoren und der Einsatz von Netzwerkkarten (siehe Kapitel 6.1) in Interviews (vgl. Häußling 2006a). Dies gilt aber auch für das gesamte Methodenarsenal der Datenerhebung und -auswertung (wie z.B. Videoanalyse, vgl. ders. 2009a). Eine weitere, bislang kaum systematisch ausgelotete Möglichkeit besteht zudem darin, die durch qualitative Inhaltsanalyse gewonnene Typenbildung von Akteuren mit der strukturellen Äquivalenzbetrachtung, die auf einer Blockmodellanalyse beruht, zu verknüpfen.

Relational soziologisch inspirierte Netzwerkforschung benötigt schließlich auch leistungsfähige Algorithmen zur computerbasierten Auswertung der Netzwerkdaten. Doch in vielen zurzeit verfügbaren Softwareprogrammen der Netzwerkanalyse stecken (implizite) theoretische Annahmen, die nicht kompatibel sind mit den Annahmen der Relationalen Soziologie. Mitunter schleicht sich zum Beispiel ein Akteursmodell ein, oder es werden vereinfachte Annahmen über Netzwerkdynamiken getroffen. Beide Sachverhalte verweisen auf eine noch zu schließende Forschungslücke. Erst wenn diese gefüllt ist, öffnet sich der Raum, eine auf zielgenauen Algorithmen beruhende Analyse durchzuführen, die den Anspruch der Relationalen Soziologie gerecht wird. Diesem Desiderat hat sich jüngst eine Forschergruppe um den Konstanzer Informatiker Ulrik Brandes angenommen.

4 Ausblick

Im vorausgegangenen Abschnitt wurden bereits zukunftssträchtige Bereiche der Relationalen Soziologie, was ihre empirische Perspektive anlangt, markiert. In Form eines Ausblicks sollen diese Überlegungen mit kursorischen Ausführungen, die neue Erkenntnismöglichkeiten in den Bereichen Theorie, Allgemeiner Soziologie und Sozialstrukturanalyse erkennen lassen, ergänzt werden. Diese Ausführungen erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Vielmehr werden sie von der Überzeugung getragen, dass die Relationale Soziologie eher am Anfang ihrer Entwicklung steht, sich entsprechend viele Forschungsperspektiven entdecken lassen, von denen hier nur einige etwas näher beleuchtet werden können und sollen.

Zunächst ist zu konstatieren, dass die Relationale Soziologie längst keine US-amerikanische Besonderheit (mehr) ist, sondern sich in den letzten Jahren einer zunehmenden internationalen Aufmerksamkeit – nicht zuletzt auch in Deutschland – verschafft hat. Einen breiten Überblick über diese transatlantischen Brückenschläge liefert Fuhse/Mützel (2010). An diesem Überblick wird auch deutlich, dass ein Anknüpfen an die Klassiker, sei

es Simmel, von Wiese, Schütz, Elias, Foucault oder Luhmann, zu einer theoretischen Fundierung der Relationalen Soziologie führen kann, die es umzusetzen gilt (siehe Ansätze bei Baecker 2005, Diaz-Bone 2005, Fuhse 2008, Häußling 2006, Hollstein 2001, Holzer 2006, Stegbauer 2001).

Auch wenn die Relationale Soziologie eine mittlere Position einnimmt, sei es jene zwischen Mikro und Makro, zwischen Strukturalismus und Kulturalismus, zwischen Konstruktivismus und Realismus, zwischen Theorie und Empirie, zwischen quantitativen und qualitativen Methoden, kann resümiert werden, dass dadurch keine Verwässerung der soziologischen Positionierung im Sinne eines Eklektizismus stattfindet. Vielmehr scheint es fast so zu sein, dass der Forschungsstrategie, die Mitte als Ausgangspunkt der Argumentation zu nehmen, eine besondere Radikalität innewohnt. Sie will ihrem Anspruch gemäß, soziologisch ansetzen; sie dürfte aber auch der gestiegenen Komplexität und Dynamik der Gegenwartsgesellschaft terminologisch und methodisch wie kaum ein anderes soziologisches Paradigma gewachsen sein. Damit ist nichts Geringeres markiert, als dass erstens alle soziologischen Grundbegriffe einer relational soziologischen Umarbeitung harren, als dass zweitens die Relationale Soziologie allen Speziellen Soziologien völlig neue Forschungsimpulse liefern wird und als dass drittens ein neuformatiges Theoriegebäude entstehen wird, welches alle drei Aggregationsniveaus zu erfassen vermag, ohne an Erkenntniskraft einzubüßen. Oftmals ist der Netzwerkforschung vorgeworfen worden, keine großformatige Theorie zu besitzen (vgl. z.B. Trezzini 1998). Vielleicht handelt es sich aber auch nur um einen neuen Typ von Theorie, die gleichsam ihren Gegenstand in die Theoriekonzeption konstitutiv einbaut: Kerntheoreme werden durch Brückentheoreme miteinander verknüpft und damit füreinander fungibel gehalten.

Vielleicht nicht zufällig, ist zurzeit ein vielfaches Interesse der Systemtheorie zu beobachten, Anknüpfungsmöglichkeiten an die Netzwerkforschung zu suchen. Oftmals wird dies aber im Sinne einer ‚Kolonialisierung‘ der Netzwerkforschung für systemtheoretische Zwecke betrieben – sei es, um die Systemtheorie empirisch zu wenden, sei es, um neue Formen der inter- und transsystemischen sozialen Prozesse theoretisch besser in den Griff zu bekommen, sei es, um im netzwerktheoretischen Feld die Diskurshoheit zu erlangen. Eine umgekehrte Betrachtungsweise ist aber auch vorstellbar: Die Systemtheorie als eine Spielart der Netzwerktheorie zu begreifen. Hierzu könnte man nicht zuletzt auf einzelne Grundaussagen von Maturana²¹ und Luhmann²² selbst rekurren, die diesen Schluss nahelegen. Systeme erscheinen immer dann, wenn sich Netzwerkstrukturen bzw. Regime von Kontrollprojekten verfestigen, die homogenisierend nach innen wirkt und entkoppelnd nach außen. Nur die Netzwerktheorie vergisst nicht, dass es sich hier um prekäre narrative und der Dynamik durch Gegendynamiken abgetrotzte Ordnungen handelt, die jederzeit sich in relationale Turbulenzen auflösen können. Vor kruden Ontologismen der Machart „es gibt Netzwerke“ à la Luhmanns Postulat, „dass es Systeme gibt“ (Luhmann 1984: 30), wäre sie

²¹ „Es gibt eine Klasse mechanistischer Systeme, in der jedes Element ein dynamisches System ist, das als eine Einheit durch Relationen definiert wird, welche es als ein Netzwerk von Prozessen der Produktion von Bestandteilen konstituieren. Diese Bestandteile wirken einmal durch ihre Interaktionen in rekursiver Weise an der Erzeugung und Verwirklichung eben jenes Netzwerks von Prozessen der Produktion von Bestandteilen mit, das sie selbst erzeugte, und bauen zum anderen dieses Netzwerk von Prozessen der Produktion von Bestandteilen dadurch als eine Einheit in dem Raum auf, in dem sie (die Bestandteile) existieren, daß sie die Grenzen dieser Einheit erzeugen. Ich nenne solche Systeme autopoietische Systeme [...]“ (Maturana 1982: 141f.).

²² „So wenig wie es Systeme ohne Umwelten gibt oder Umwelten ohne Systeme, so wenig gibt es Elemente ohne relationale Verknüpfung oder Relationen ohne Elemente.“ (Luhmann 1984: 41)

freilich gefeit. Netzwerke haben einen relativen Status, sie fungieren als Geschichten und als aggregierte Perspektiven auf Soziales (vgl. auch White 1992: 65). Eine solche Drehung im Verhältnis der Theorien zueinander müsste an dem systemtheoretischen Zentralbegriff ansetzen und ihn relational dekomponieren. Nicht Kommunikationen sind die Letztelemente sondern Kontrollprojekte, also etwas, was innerhalb ablaufender Prozesse aufscheint und sich mit anderen Kontrollprojekten relationiert. Die jeweilig erfolgende Einbettung entscheidet dann darüber, ob sich ein Kontrollprojekt als Handlung oder Kommunikation oder überhaupt als etwas Sozialrelevantes narrativ etabliert (vgl. Häußling 2006).

Ein weiteres wichtiges Forschungsfeld Relationaler Soziologie wird sein, sich auf eine Theorie der Gegenwartsgesellschaft einzulassen, in die sie ja schließlich selbst auch eingebettet ist. Aus guten Gründen hat sich die Netzwerkforschung von den Ansätzen distanziert, die sich einem rein metaphorischen Gebrauch der Vokabel Netzwerk zur Beschreibung der Gegenwartsgesellschaft bzw. wichtiger Aspekte derselben verschrieben hat (Castells 1996, Baecker 2007). Mittlerweile ist ihr Selbstverständnis aber soweit gefestigt, dass sie sich souverän diesen Beschreibungsangeboten nähern kann, um kritisch zu prüfen, warum der Netzwerkbegriff zu einem solchen Leitbegriff avancierte und welches Potential für eine Relationale Soziologie besteht, in Richtung Makrostrukturen und -dynamiken Beschreibungskonzepte zu entwickeln. Hierzu sind die bereits erwähnten Bemühungen Martins (2009) zu zählen, die Entstehung von Makrostrukturen aus Netzwerkstrukturmustern wie etwa Patronagebeziehungen zu erklären. Dies gilt auch in umgekehrter Richtung, also in Richtung Mikrostrukturen und -prozesse: Goodwin und Emirbayer (1994) haben angemahnt, dass sich die Netzwerkforschung verstärkt mit den Fragen der „Agency“ auseinandersetzen habe. Insbesondere müsste eine Relationale Soziologie plausible Konzepte anbieten, wie Aktivitäten einzelner Akteure mit Netzwerkprozessen und -dynamiken zusammenhängen.

Auch im Bereich der Gegenwartsdiagnose kann die Relationale Soziologie in Zukunft eine gewichtige Position einnehmen. Wenn es um die Analyse der Sozialstruktur von Gesellschaften geht, sind eigentlich an erster Stelle Methoden einzubeziehen, die genau diese Strukturen erfassen können: nämlich Methoden der Netzwerkanalyse. Stattdessen wird in der Sozialstrukturanalyse weitgehend umgekehrt verfahren: Die Strukturen werden variablensoziologisch aufgelöst, der eigentliche Gegenstand gleichsam exkommuniziert, um dann eine Fülle von Analyseeinheiten und Indikatoren zu schaffen, anhand derer nachträglich Korrelationen festgestellt werden können. Eine Erklärung, warum sich bestimmte Signifikanzen in der Gesellschaftsanalyse beobachten lassen (wie zum Beispiel die geringe Schichtdurchlässigkeit unseres Bildungssystems), lassen sich dann freilich nicht mehr anstellen. Diesem Umstand wurde und wird durch die Hineinnahme von qualitativen Methoden in die Sozialstrukturanalyse versucht, Abhilfe zu schaffen. Damit finden zwar „kulturelle“ Aspekte Eingang in die sozialstrukturanalytische Betrachtung, die Sozialstruktur selbst bleibt aber – überspitzt formuliert – immer noch außen vor. Dies wird so lange so bleiben, solange die Sozialstrukturanalyse nicht auch noch – nach der qualitativen Wende – eine relationale Wende vollzieht und methodisch das einbezieht, was ihr genuiner Gegenstand ist.

Auch eine erkenntnistheoretische Begründung der Netzwerkforschung steht noch weitgehend aus. Entsprechend wäre zu prüfen, ob die Einbeziehung kultureller Aspekte, die White eingeläutet hat und durch Bezüge auf die Linguistik zu untermauern versucht, tat-

sächlich zu einer Phänomenologie führt, wie er es postuliert, oder ob in dieser Wende nicht eher hermeneutische Implikationen enthalten sind.

Schließlich erscheint eine erkenntnistheoretische Rückbindung der Relationalen Soziologie an Ernst Cassirers „Substanzbegriff und Funktionsbegriff“ (1910) fruchtbar, der in den modernen Wissenschaften die schrittweise Ersetzung von Dingbegriffen durch Relationsbegriffe diagnostiziert und darin den entscheidenden Durchbruch des neuzeitlichen Erkenntnisgewinns sieht. Der Soziologie könnte damit eine Umstellung oder Erweiterung bevorstehen, die sich mit der Entwicklung vergleichen lässt, welche die Physik zu Beginn des 20. Jahrhunderts von der klassischen Mechanik zur Quantentheorie genommen hat. In dem Maße, wie sich die Netzwerkforschung als Paradigma in Form einer Relationalen Soziologie etabliert und die verschiedenen Gegenstandsbereiche der Sozialwissenschaften aufarbeitet, wird eine Lawine von theoretischen Konsequenzen ausgelöst. Wir brauchen eine solche Theorie, die mit der gesteigerten Dynamik und dem Pluralismus unserer Gesellschaft Schritt halten kann und wir brauchen sie als ausgearbeitete Theorie, die auf erkenntnistheoretisch gesicherten Beinen steht. Nur dann kann es der Sozialwissenschaft gelingen, auch entsprechende konzeptuelle Angebote für andere Disziplinen zu liefern.

5 Literatur

- Abbott, Andrew*, 1995: Things of boundaries – Defining the Boundaries of Social Inquiry. *Social Research* 62: 857-882.
- Abbott, Andrew*, 1997: Of Time and Space: The Contemporary Relevance of the Chicago School. *Social Forces* 75: 1149-1189.
- Abbott, Andrew*, 2001a: Chaos of Disciplines. Chicago: The University of Chicago Press.
- Abbott, Andrew*, 2001b: Time Matters. On Theory and Method. Chicago: The University of Chicago Press.
- Argyle, Michael*, 1972: Soziale Interaktion. Köln: Kiepenheuer und Witsch.
- Azarian, Reza*, 2005: General Sociology of Harrison White. New York: Palgrave Macmillan.
- Baecker, Dirk*, 2005: Form und Formen der Kommunikation. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Baecker, Dirk*, 2006: Wirtschaftssoziologie. Bielefeld: transcript Verlag.
- Baecker, Dirk*, 2007: Studien zur nächsten Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bales, Robert F.*, 1982: Systematisch mehrstufige Feldtheorie. S. 35-253 in: *Robert F. Bales* und *Stephen P. Cohen*, SYMLOG. Ein System für die mehrstufige Beobachtung von Gruppen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Barabási, Albert-László* und *Réka Albert*, 1999: Emergence of Scaling in Random Networks. *Science* 286: 509-512
- Barnes, John A.*, 1954: Class and committees in a Norwegian Island Parish. *Human Relations* 7: 39-58.
- Bearman, Peter*, 1993: Relations into Rhetorics. Local Elite Social Structure in Norfolk, England, 1540-1640. New Brunswick: Rutgers University Press.
- Blau, Peter*, 1964: Exchange and power in social life. New York: Wiley.
- Boorman, Scott A.* und *Harrison C. White*, 1976: Social Structure from Multiple Networks. II. Role Structures. *American Journal of Sociology* 81: 1384-1446.
- Bott, Elizabeth*, 1971: Family and social network. London: Tavistock (zuerst 1957).
- Bourdieu, Pierre*, 2005: Principles of an Economic Anthropology. S. 75-89 in: *Neil J. Smelser* und *Richard Swedberg* (Hg.), *The Handbook of Economic Sociology*. Princeton: Princeton University Press.
- Breiger, Ronald L.*, 2000: A tool kit for practice theory. *Poetics* 27: 91-115.

- Breiger, Ronald L.*, 2007: Cultural Holes: Networks, Meanings, and Formal Practices. American Sociological Association annual meeting, Culture Section anniversary session. New York.
- Brint, Steven*, 1992: Hidden Meanings: Cultural Content and Context in Harrison White's Structural Sociology. *Sociological Theory* 10: 194-208.
- Burt, Ronald S.*, 1992: Structural Holes. *The Social Structure of Competition*. Cambridge, Mass.: Harvard UP.
- Callon, Michel*, 1986: Some Elements of a Sociology of Translation. Domestication of the Scallops and the Fishermen of St. Brieuc Bay. S. 196-229 in: *John Law* (Hg.), *Power, Action and Belief. A New Sociology of Knowledge?*. London et al.; Routledge.
- Cassirer, Ernst*, 1910: Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik. Berlin: Verlag von Bruno Cassirer.
- Castells, Manuel*, 1996: *The Rise of the Network Society*, Vol. 1: „The Information Age“. *Economy, Society and Culture*. Oxford: Blackwell.
- Coleman, James S.*, 1958: Relational analysis. The study of social organizations with survey methods. *Human Organization* 17: 28-36.
- Coleman, James S.*, 1988: Social capital in the creation of human capital. *American Journal of Sociology* 94: 1309-1335.
- Dahme, Heinz-Jürgen*, 1981: *Soziologie als exakte Wissenschaft. Georg Simmels Ansatz und seine Bedeutung in der gegenwärtigen Soziologie*. Stuttgart: Enke.
- Diaz-Bone, Rainer*, 2005: Diskursanalyse als (post)strukturalistische Rekonstruktion sozialer Strukturen. Zur Operativität der empirischen Diskursanalyse. *kultuRRRevolution. Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie* 49: 75-85.
- DiMaggio, Paul*, 1986: Structural Analysis of Organizational Fields: A Blockmodel Approach. *Research in Organizational Behavior* 8: 335-370.
- Durkheim, Emile*, 1977: Über die Teilung der sozialen Arbeit. Dt. von Ludwig Schmidts. Frankfurt/M. Suhrkamp
- Durkheim, Emile*, 1981: *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Elias, Norbert*, 1970: *Was ist Soziologie?* München: Juventa.
- Elias, Norbert*, 1984: Über die Zeit. *Arbeiten zur Wissenssoziologie II*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Elias, Norbert*,³ 1996: *Die Gesellschaft der Individuen*. Frankfurt/ M.: Suhrkamp.
- Emirbayer, Mustafa*, 1997: Manifesto for a Relational Sociology. *American Journal of Sociology* 103: 281-317.
- Emirbayer, Mustafa* und *Jeff Goodwin*, 1994: Network Analysis, Culture, and the Problem of Agency. *American Journal of Sociology* 99 (6): 1411-1454.
- Freund, Julien*, 1976: Der Dritte in Simmels Soziologie. S.90-104 in: *Hannes Böhringer* und *Karlfried Gründer* (Hg.), *Ästhetik und Soziologie um die Jahrhundertwende: Georg Simmel*. Frankfurt/M.: Vittorio Klostermann.
- Fuchs, Stephan*, 2001: *Against Essentialism. A Theory of Culture and Society*. Cambridge, Mass.: Harvard UP.
- Fuhse, Jan*, 2008: *Ethnizität, Akkulturation und persönliche Netzwerke von italienischen Migranten*. Leverkusen: Barbara Budrich.
- Fuhse, Jan*, 2009: The Meaning Structure of Social Networks. *Sociological Theory* 27: 51-73.
- Fuhse, Jan* und *Sophie Mützel* (Hg.), 2010: *Relationale Soziologie. Zur kulturellen Wende der Netzwerkforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Granovetter, Mark S.*, 1973: The Strength of Weak Ties. *American Journal of Sociology* 78: 1360-1380.
- Granovetter, Mark S.*, 1974: *Getting a Job. A Study of Contacts and Careers*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Granovetter, Mark S.*, 1985: Economic Action and Social Structure: The Problem of Embeddedness. *American Journal of Sociology* 91: 481-510.
- Granovetter, Mark S.*, 1992: Economic Institutions as Social Constructions: A Framework for Analysis. *Acta Sociologica* 35: 3-11.

- Haß, Wolfgang*, 2002: Soziale Unterstützungsnetzwerke von Menschen mit chronischer Polyarthrit. Eine explorative, netzwerkanalytische Studie. Köln: Diss..
- Häußling, Roger*, 2006: Interaktionen in Organisationen. Ein Vierebenenkonzept des Methodologischen Relationalismus und dessen empirische Anwendung. Universität Karlsruhe (Habilitationsschrift).
- Häußling, Roger*, 2006a: Ein netzwerkanalytisches Vierebenenkonzept zur struktur- und akteursbezogenen Deutung sozialer Interaktionen und seine Anwendung. S. 125-151 in: *Betina Hollstein* und *Florian Straus* (Hg.), *Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen*. Wiesbaden: VS.
- Häußling, Roger*, 2008: Zur Verankerung der Netzwerkforschung in einem methodologischen Relationalismus. S. 65-78 in: *Christian Stegbauer* (Hg.), *Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie – Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Häußling, Roger* (Hg.), 2009: *Grenzen von Netzwerken*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Häußling, Roger*, 2009a: Video Analyses with a four level interaction concept: A network-based concept of human-robot interaction, S. 107-131 in: *Ulrike Tikvah Kissmann* (Hg.), *Video Interaction Analysis. Methods and Methodology*. Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag.
- Häußling, Roger*, 2010: Allocation to Social Positions in Class. Interactions and Relationships in First Grade School Classes and Their Consequences. *Current Sociology*, Vol. 58: 1-20.
- Heider, Fritz*, 1944: Social Perception and Phenomenal Organization. *Psychological Review* 51: 358-374.
- Hollstein, Betina*, 2001: Grenzen sozialer Integration. Zur Konzeption informeller Beziehungen und Netzwerke. Opladen: Leske + Budrich.
- Holzer, Boris*, 2006: *Netzwerke*. Bielefeld: transcript.
- Homans, George Caspar*, 1950: *The human group*. New York: Harcourt.
- Kleinfeld, Judith S.*, 2002: The Small World Problem. *Society* 39: 61-66.
- Korte, Hermann*, 1995: *Einführung in die Geschichte der Soziologie*. Opladen: Leske + Budrich.
- Läpple, Dieter*, 1991: Essay über den Raum. Für ein gesellschaftswissenschaftliches Raumkonzept. S.157-207 in: *Hartmut Häußermann, Detlev Ipsen, Thomas Krämer-Badoni, Dieter Läpple, Marianne Rodenstein* und *Walter Siebel*, *Stadt und Raum: Soziologische Analysen*, Pfaffenweiler.
- Latour, Bruno*, 2007: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lazarsfeld, Paul Felix, Bernard Reuben Berelson* und *Hazel Gaudet*, 1965: *The People's Choice. How the Voter Makes Up His Mind in a Presidential Campaign*. New York, London: Columbia University Press [zuerst 1944].
- Leinhardt, Samuel* (Hg.), 1977: *Social Networks. A Developing Paradigm*. New York et al.: Academic Press.
- Lévi-Strauss, Claude*, 1984: *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Lewin, Kurt*, 1982: *Feldtheorie*. Werkausgabe, Bd. 4, hrsg. v. *Friedrich Graumann*. Bern/Stuttgart: Klett-Cotta.
- Litt, Theodor*, 1926: *Individuum und Gemeinschaft. Grundlegung der Kulturphilosophie*. Leipzig/Berlin: Teubner.
- Löw, Martina*, 2001: *Raumsoziologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas*, 1984: *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Martin, John Levi*, 2003: What is field theory?. *American Journal of Sociology* 109: 1-49.
- Martin, John Levi*, 2009: *Social Structures*. Princeton: Princeton University Press.
- Marx, Karl*, 1962: *Das Kapital. Band I. Karl Marx - Friedrich Engels - Werke, Band 23*. Berlin: Dietz Verlag.
- Marx, Karl*, 1976: *Ökonomische Manuskripte 1857/58, Marx-Engels-Gesamtausgabe MEGA II, 1.1*. Berlin: Dietz.

- Maturana, Humberto*, 1982: Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg.
- Mauss, Marcel*, 1989: Soziologie und Anthropologie. Band 2: Gabentausch. Soziologie und Psychologie. Todesvorstellungen. Körpertechniken. Begriff der Person. Frankfurt/M.: Fischer.
- Milgram, Stanley*, 1967: The Small-World Problem. *Psychology Today* 1: 60-67.
- Mitchell, Clyde* (Hg.), 1969: Social networks in urban situations: Analysis of personal relationships in central African towns. Manchester: Manchester University Press.
- Mische, Ann*, 2003: Cross-talk in movements: reconceiving the culture-network link. S. 258-280 in: *Mario Diani* und *Doug McAdam* (Hg.), *Social Movements and Networks*. Oxford: Oxford University Press.
- Mische, Ann* und *Philippa Pattison*, 2000: Composing a civic arena: Publics, projects, and social settings. *Poetics* 27: 163-194.
- Mohr, John W.*, 2000: Introduction: Structures, institutions, and cultural analysis. *Poetics* 27: 57-68.
- Mohr, John W.* und *Vincent Duquenne*, 1997: The duality of culture and practice: poverty relief in New York City, 1888-1917. *Theory & Society* 26: 305-356.
- Moreno, Jacob L.*, ³1974: Die Grundlagen der Soziometrie: Wege zur Neuordnung der Gesellschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mützel, Sophie*, 2009: Networks as culturally constituted processes: a comparison of relational sociology and actor-network theory. *Current Sociology* 57: 871-887.
- Nedelmann, Birgitta*, 1999: Georg Simmel (1858-1918). S. 127-149 in: Dirk Kaesler (Hg.), *Klassiker der Soziologie*. Band 1: Von Auguste Comte bis Norbert Elias. München: Beck.
- Padgett, John* und *Christopher Ansell*, 1993: Robust action and the rise of the Medici, 1400-1434. *American Journal of Sociology* 98: 1259-1319.
- Powell, Walter W.*, 1990: Neither Market nor Hierarchy: Network Forms of Organization. S. 295-336 in: *Barry M. Staw* und *Larry L. Cummings*, (Hg.), *Research in Organizational Behavior*, Vol. 12. Greenwich, CT: JAI Press.
- Saussure, Ferdinand de*, ³1967: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin: De Gruyter.
- Schütz, Alfred*, 1991: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp [zuerst 1932].
- Schütz, Alfred* und *Thomas Luckmann*, 1975: Strukturen der Lebenswelt. Band 1. Neuwied: Luchterhand.
- Simmel, Georg*, 1984: Grundfragen der Soziologie: Individuum und Gesellschaft, Berlin/New York: de Gruyter.
- Simmel, Georg*, 1989: Über sociale Differenzierung. Soziologische und Psychologische Untersuchungen. S. 109-295 in: *ders.*, Aufsätze 1887-1890. Gesamtausgabe, Band 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simmel, Georg*, 1992: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simmel, Georg*, 1995: Philosophie der Mode. Die Religion. Kant und Goethe. Schopenhauer und Nietzsche, Band 10 der Georg-Simmel-Gesamtausgabe, hrsg.v. *Michael Behr*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Stegbauer, Christian*, 2001: Grenzen virtueller Gemeinschaft. Strukturen internetbasierter Kommunikationsforen. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Stegbauer, Christian*, 2002: Reziprozität: Einführung in soziale Formen der Gegenseitigkeit. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Stegbauer, Christian* (Hg.), 2008: Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Tarde, Gabriel*, 2003: Die Gesetze der Nachahmung, dt., von *Jadja Wolf*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Tilly, Charles*, 1998: Durable Inequality. Berkeley/Los Angeles: University of California Press.
- Tilly, Charles*, 2005: Identities, Boundaries, and Social Ties. Boulder, CO: Paradigm.

- Trezzini, Bruno*, 1998: Theoretische Aspekte der sozialwissenschaftlichen Netzwerkanalyse. Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 24: 511-544.
- von Wiese, Leopold*, ⁴1966: System der Allgemeinen Soziologie als Lehre von den sozialen Prozessen und den sozialen Gebilden der Menschen (Beziehungslehre). Berlin: Duncker & Humblot.
- Wacquant, Loïc J.D.*, 1996: Auf dem Weg zu einer Sozialpraxeologie. Struktur und Logik der Soziologie Pierre Bourdieus. S. 17-93 in: *Pierre Bourdieu und Loïc J.D. Wacquant*, Reflexive Anthropologie, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Watts, Duncan J. und Steven H. Strogatz*, 1998: Collective Dynamics of 'Small World' Networks. Nature 393: 440-442.
- Watts, Duncan J.*, 2003: Six Degrees. The Science of a Connected Age. New York: W.W. Norton.
- Weber, Max*, ⁵1980: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der Verstehenden Soziologie, Studienausgabe (MWS). Tübingen: Mohr.
- Wellman, Barry*, 1988: Structural Analysis: From Method and Metaphor to Theory and Substance. S. 19-61 in: *Barry Wellman und Steve D. Berkowitz* (Hg.), Social Structures: A Network Approach, Cambridge: Cambridge UP.
- White, Harrison C.*, 1992: Identity and Control. A Structural Theory of Social Action. Princeton, NJ: Princeton UP.
- White, Harrison C.*, 1995: Network Switchings and Bayesian Forks: Reconstructing the Social and Behavioral Sciences. Social Research 62: 1035-1063.
- White, Harrison C.*, 2002: Markets from Networks. Socioeconomic Models of Production. Princeton: Princeton UP.
- White, Harrison C.*, ²2008: Identity and Control. How Social Formations Emerge. Princeton: Princeton UP.
- White, Harrison C., Scott A. Boorman, und Ronald R. Breiger*, 1976: Social Structure from multiple networks. I. Blockmodels of roles and positions, American Journal of Sociology, 81: 730-780.
- White, Harrison C. und Frédéric C. Godart*, 2010: Relational Language: The Example of Changes in Business Talk. S. 273-289 in: *Jan Fuhse und Sophie Mützel* (Hg.), Relationale Soziologie. Zur kulturellen Wende der Netzwerkforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.